

Paula-Irene Villa

Kritische (Sexualitäts-)Theorie als post-essentialistische Theorie?

Nicht ganz. Leider.

Das Buch von Volkmar Sigusch spricht all jenen aus der soziologischen Seele, die sich als kritische Aufklärer_innen und Forschung als gesellschaftliche Praxis verstehen. Das heißt einerseits, einer soziologischen Haltung entsprechen, die mit der Doxa (Bourdieu) des Alltags bricht, die also kontraintuitiv beobachtet, fragt und – möglicherweise – erklärt. Andererseits meint kritisch auch, und dies bei Sigusch besonders, eine Wissenschaft zu betreiben, die an der Not und dem ›Elend‹ (eine im Buch immer wieder kehrende Formulierung) der Menschen ansetzt. Eine also auch empirische Wissenschaft, die dem Bedürfnis folgt, »das Unglück zum Sprechen zu bringen« (19). Sigusch nimmt eine solche Haltung ein, explizit und dezidiert. Um dieses jenseits bloßer Betroffenheit, jenseits simpler Tatsachenaufzählung und jenseits selbstgerechter Spekulation umsetzen zu können, beharrt Sigusch auf eine an soliden Begriffen ausgerichtete Theorie der Sexualitäten. Dieser Anspruch auf theoretische Substanz ist zugleich Stärke und Schwäche des gesamten Versuchs, der alles andere als zufällig in Fragmenten, d.h., in zum Teil sehr kurzen (Bruch-)Stücken gehalten ist: Sigusch schreibt im Lichte einer inhaltlich sehr ausgeprägten und darum wohl auch in der Form verwirklichten Abneigung gegenüber jeglichen (vermeintlich stimmige und fertige) Ganzheiten. Diese stehen hier unter dem Generalverdacht der ›warenförmigen Fetischisierung‹ sowie der ideologischen Einhegung komplexer und eigensinniger Dynamiken des Realen. Eine runde, in sich stringente Theorie ist genau die Art der Lösung für das ›Unbehagen in der Kultur‹ (Freud), bei der Sigusch, immer im geistigen Schatten von Adorno, sofort an massenmörderische Endlösung denkt. Und der er sich darum verweigert. Sigusch bietet also Theoriefragmente an, um den im Übrigen auch von Zygmunt Bauman immer wieder angeführten genuin modernen Ordnungswahnsinn herauszufordern. Das liest sich im buchstäblichen wie metaphorischen Sinne flott, weil die einzelnen Fragmente knapp gehalten und, was ich gut gelungen finde, mehr oder weniger lose miteinander ›verlinkt‹ sind. Wie in einem Hypertext gibt es auch im Buch (von knapp 600 Seiten) eine horizontale, also nicht hierarchische Struktur, die sich entlang begrifflicher Knoten oder empirischer Phänomene vernetzt – die die Lesenden selber herstellen können, aber nicht müssen. Über nummerierte Druckhashtags (#), die zwar etwas bemüht und ob der analogen Form deplatziert anmuten, aber im Lesen gut funktionieren, wird man verwiesen auf Vertiefungen oder Weiterführungen zu einem Stichwort. Das ist immer wieder interessant zu lesen, denn der Kontext eines Stichworts im Text ändert sich und dies ermöglicht es, verschiedene Perspektiven auf einen Begriff oder Sachverhalt zu erlesen. Zugleich jedoch unterstützt diese Form

den Eindruck eines gesprenkelten, hingeworfenen, beliebig zerstreuten Textes. Man könnte dies romantisieren als Versuch, die Lesenden als aktive Sinnproduzenten ernst zu nehmen anstatt die autoritativ lineare Form zu wählen. Indes: diese einzelnen Textteile (aka Fragmente) sind mal Splitter, mal Mosaikstück, mal ein Puzzleteil und mal ein differenzierter Text von eigenem Gewicht; mal spricht das Ich des Autors, mal ein ›Wir‹ der – so vermute ich – kritischen Sexualwissenschaften. Dabei fallen nicht wenige Textbruchstücke hinter dem Diskussionsstand anderer Textteile zurück, manche formulieren ausschließlich des Autors – immer nachvollziehbare – Empörung über das ›sexuelle Elend‹ der Menschen, über den ›skandalösen‹ patriarchalen Sexismus, über das Ausmaß an Gewalt, die für Sexualität gehalten wird oder über das kapitalistische Großdrama der Ausbeutung, Verdinglichung und Entfremdung; manche Textteile wiederum reihen in einer beliebig wirkenden Weise anekdotische Nachrichten aneinander, manche hingegen prozessieren auf drei Seiten (mal eben) Freud, Foucault, Adorno, Luhmann und Nietzsche. Anders formuliert: Die Fragmente sind in jeglicher Hinsicht ausgesprochen heterogen. Man weiß beim Lesen tatsächlich nie, womit man es genau zu tun hat. Und das ist nicht zwingend produktiv. Es ist auch sicher nicht immer ›Theorie‹.

Nicht nur in der Form verweigert sich Sigusch der Eindeutigkeit und der Homogenität diskreter Ganzheiten. Auch inhaltlich ist jegliche *Ontologie*, jede Sache »katexochen« (passim), das Hauptübel für Sigusch, sei dies in empirischer Hinsicht oder als epistemologische Haltung. Kritische Sexualwissenschaft ist charakterisiert durch die Verflüssigung des ›Was‹ ihres Gegenstands zugunsten des ›Wie‹ seiner andauernden Hervorbringung: »Sexualität ist kein Ding an sich« (214), dies ist das Mantra kritischer Sexualwissenschaft nach Sigusch. Und ihre Forschungspraxis besteht in der Frage: »wie Gesellschaft in das Sexuelle und Geschlechtliche eindringt und aus ihm spricht« (214). Es gilt: »[D]ie sexuelle Frage ist immer Teil der sozialen Frage« (128), denn »[d]er Mensch ist von Natur aus gesellschaftlich und seine Sexualität ist es auch« (24). Folglich ist das Sexuelle nicht als a-soziales Substrat verobjektivierbar. Sofern für Sigusch das Sexuelle durch und durch gesellschaftliche Praxis und gesellschaftlich bedeutet ist, investiert Sigusch viele Seiten darin, die Entnaturalisierung und Entmystifizierung des Sexuellen zu begründen. Er geht dabei erfrischend undogmatisch vor, man könnte auch sagen: eklektisch. Seinen Gegenstand, pardon: Sein rätselhaftes Thema – der Sex, das Sexuelle, die Sexualität – kreist Sigusch mit einer großen Fülle an theoretischen Versatzstücken ein: Politische Ökonomie, Psychoanalyse, Systemtheorie, Poststrukturalismus, feministische Kritik, Diskurstheorie à la Habermas und à la Foucault, um die wesentlichen zu nennen. Er spannt sie alle vor den Karren einer kritischen Theorie im Sinne Adornos, die er aber dezidiert sozial-konstruktivistisch wendet. Das Insistieren auf das Nicht-Identische sowie auf die notwendige Falschheit von Begriffen, von Totalität und Eigentlichkeits-Denken, das ist die immer präsente – und permanent rhetorisch im Imperativ präsentierte – Heuristik von Sigusch's Auseinandersetzungen: »Theorien, die die Welt aus Einem erklären oder mit Einem analysieren wollen, [...], sind immer suspekt« (22) und die »Realität geht nicht in den Begriffen auf« (192). Denn Theorien und Begriffe seien letztlich nicht in der Lage – und viele Autor_innen nicht willens, was für Sigusch als immer auch politisch denkender Wissenschaftler schlimmer ist – das Paradoxale, Ungleichzeitige, Widersprüchliche gesellschaft-

licher Dynamiken einzuholen, das sich empirisch aber unbedingt zeige. Ob dies jedoch Sigusch in seinem Werk selber gelingt, das ist die Frage. Ich meine: bedingt.

Zunächst jedoch gilt festzuhalten: Für Volkmar Sigusch ist gute – wahre, richtige, empirisch angemessene wie theoretisch belastbare – Sexualwissenschaft vor allem *kritische* Sexualwissenschaft. Mit starker Betonung auf kritisch und darin wiederum in enger Anknüpfung an Adorno und Horkheimer. Er grenzt seine Perspektive gegen bloßes Zählen und Messen ebenso ab wie gegen philologische, psychoanalytische oder sonstwie empiriefernere Idealisierungen. Statistische Deskription hat ihre Berechtigung, das will Sigusch gern zugestehen (und er bedient sich ihrer, wenn sie seine Argumente stützt), aber er ist ihr gegenüber aus plausiblen Gründen skeptisch: Aus der Geschichte der katalogisierenden und vermessenden ›Menschenkunde‹ selbst, zu der auch historisch Teile der Sexualwissenschaften zählen; aber auch aus der Einsicht darin, dass naiver Szientismus in der Moderne ein Fetisch sein kann (86ff.) bzw. systematisch gewesen ist – und, ja, wir denken hier an die rationale Unmenschlichkeit der peniblen Lager- und Vernichtungsstatistiken der Nationalsozialisten, wir sollen es Sigusch zufolge auch. Er ist der Statistik auch deshalb gegenüber zurückhaltend, weil sie ihm leblos scheint und damit das genaue Gegenteil des Sexuellen. Dennoch widmet er immerhin ein Fragment (von 99 bzw. 2 Seiten von ca. 580) der »Notwendigkeit der Empirie« (129f.) und kommt zu dem Ergebnis, dass »empirische Sexualforschung kritisch sein kann« (130). Dies allerdings nur dann, wenn sie bezogen wird auf Interpretation, auf Deutung und Analyse. Und das heißt letztlich wenn sie, die Empirie, den *sozialen* Sinn der subjektiven sexuellen Erfahrungen erfassen kann. Am allerwichtigsten ist Sigusch also, dass Empirie sich einen fundierten Reim auf die gesellschaftlichen Verhältnisse machen können sollte. Diese Sinnhaftigkeit, so Sigusch, ergibt sich keinesfalls aus dem Sexuellen selbst, sondern einzig aus der begrifflichen, gesellschaftstheoretischen Mühe. Eine mich nicht gänzlich überzeugende, aber doch ernstzunehmende begriffliche Systematik, die empirisch anschlussfähig und fruchtbar sein dürfte, ist die vierfache begriffliche Differenzierung, die Sigusch vornimmt: 1) Das *Sexuelle* als das »Ungeformte« (191) des subjektiven Erlebens, als rätselhafter ›Sexualkern‹. 2) Der Begriff der *Sexualform* zielt auf die vorläufig verfestigte, historisch sedimentierte gesellschaftliche Struktur ab, die das Sexuelle rahmt (37), und die gegenwärtig als »Fabrikation des Kapitalismus« verstanden werden muss (35) bzw. als »Hylomatie« (95ff.), d.h. als intensiviertere ›Verstofflichung‹ und Warenförmigkeit. 3) *Sexualität* meint wiederum – wenn ich es richtig verstehe, denn die einschlägigen Fragmente sind verwirrend – die wissens- bzw. wissenschaftsvermittelte, jeweils spezifische Ausprägung der gesellschaftlich hegemonialen Sexualform. So z.B. die »biologische Sexualität« oder die »soziologische Sexualität« (38): wissenschaftliche Begriffe und Theorien des Sexuellen also. 4) Während die bisher genannten Begriffe in vorausgegangenen Texten von Sigusch bereits vielfach formuliert und breit rezipiert wurden, formuliert Sigusch in diesem Buch zum ersten Mal das Konzept des »*Sexualobjektivs*« (32ff. und 37). Dieses meint »den Prozess der gesellschaftlichen Installation einer ›Sexualität‹ genannten Symbol-, Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Erlebensstruktur der Menschen« (37). Inwiefern dieser Begriff notwendig ist, zumal er insgesamt keine weitere Rolle im Buch spielt, erschließt sich mir nicht. Im Übrigen differenziert Sigusch an anderer Stelle etwas anders: Dort (211)

unterscheidet er zwischen dem Sexuellen, der Sexualität und dem Sex. Letzteres meint wohl die warenförmige, »erstarrte« und »automatisierte« (Über-)Form(ung) des Sexuellen. Und so heißt es dann an anderer Stelle dezidiert normativ und bewusst paradoxal: »Sexualität und Sex sind nicht wirklich sexuell« (496). Trotz dieser – oder gerade mit diesen – Verwirrungen legt Sigusch eine begriffliche Differenzierung vor, mit der sich weiter arbeiten und nachdenken lässt und die die verschiedenen ontologischen Qualitäten abzubilden versucht, die allesamt in dem enthalten sind, was Unbedarfte als Sex bezeichnen und tun.

So weit, so programmatisch. Und durchaus: so soziologisch sympathisch. Wer, wie die Autorin, in der konstruktivistischen und polyperspektivischen Sozialtheorie forschend ebenso unterwegs ist wie in den gender studies und der Körpersoziologie, ist bass erstaunt über die bei Sigusch undramatische und doch für die deutschsprachige Sozialwissenschaft keinesfalls selbstverständliche Rezeption der Debatten insbesondere aus den internationalen gender und queer studies. Mehr noch: Sigusch vollzieht eine belese und ernsthafte Rezeption, die in Teilen durchaus auf der Höhe der Differenziertheit erfolgt, die also keine Karikatur zeichnet, um sich selbstgerecht dagegen abzugrenzen. Gleichwohl scheint Sigusch vor der theoretischen und epistemologischen Konsequenz der von ihm verarbeiteten Perspektiven zurück zu schrecken, so auch und insbesondere der konstruktivistischen gender und queer Ansätze. Mir scheint, Sigusch gerät damit in einen performativen Widerspruch: Er wirft sehr vieles, was es auf dem konstruktivistischen sozial- wie geisteswissenschaftlichen Deutungsmarkt so gibt, in einen Topf, denkt keine dieser Deutungen (außer die der Kritischen Theorie im Sinne Adornos) konsequent zu Ende und serviert deshalb immer wieder halbgeare, allerdings bemerkenswert ontologisch anmutende Behauptungen. Dies ist besonders auffällig in den Fragmenten, die sich mit der Zweigeschlechtlichkeit als »Geschlechtsform« (40ff.) und mit dem Sexuellen an und für sich befassen. Man weiß nicht, als was sie genau verhandelt werden. Als Dimensionen? Tatsachen? Aspekte? Formen? Sigusch formuliert nebulös und erstaunlich essentialisierend, wenn es um die Zweigeschlechtlichkeit als »Geschlechtsform« geht: Erstaunlich ist das deshalb, weil Sigusch in der ersten Hälfte des Buches immer wieder – z.T. unter Bezugnahme auf geschlechtersoziologische bzw. -wissenschaftliche Einsichten – darauf insistiert, was soziologisch spätestens seit Plessner eigentlich ein Allgemeinplatz ist: Am Menschen ist nichts natürlich im (naiven) Sinne einer a-sozialen und ahistorischen Essenz. Jeglichen Vorstellungen einer ›Metaphysik der (Sexuellen) Substanz‹ (frei nach Derrida formuliert) erteilt Sigusch eine deutliche Absage, so u.a. in seiner Auseinandersetzung mit dem Triebbegriff oder mit der »Metaphysik des Geschlechts« (43ff.). Zugleich formuliert Sigusch mehrfach, dass die Zweigeschlechtlichkeit eine solche Substanz sei. Sigusch spricht vielfach von »biotisch«, wenn er strikt physiologische von sozialen Komponenten zu scheiden versucht. Dies gerät zu einer Re-Essentialisierung, die bereits epistemologisch in genau die »Metaphysik des Geschlechts« (43ff.) verfällt, die Sigusch (zu Recht) lächerlich findet und die er ansonsten weit von sich weist. Den »biotische Kern« des Geschlechtlichen verortet Sigusch in der Gebärfähigkeit bzw. der Zeugungsfähigkeit (30f.). Wobei genau genommen nicht klar wird, ob Sigusch diese Verortung gewissermaßen hermeneutisch-empirisch rekonstruierend vollzieht, oder ob

er dies so ontologisch meint, wie er es vielfach schreibt. Er scheint tatsächlich den ganz alten Hut (Virchow lässt grüßen) der Gebärmutter und der Eierstöcke als Insignien von Frausein aus der Mottenkiste abgelegter Naturalisierungen zu holen. Oder? Man weiß es nicht genau. Denn im weiteren Verlauf dieser Textpassage verweist Sigusch wiederum auf die gesellschaftliche Dimension und damit auch auf die historische Variabilität – von Kontingenz zu sprechen vermag Sigusch nicht, auch dies womöglich eine theoretische Inkonsequenz – des Zusammenhangs zwischen diesem ›Kern‹ einerseits und der Geschlechtlichkeit andererseits. Klarer wird dadurch nichts, im Gegenteil. Und unklar bleibt es in Bezug auf die Zweigeschlechtlichkeit das ganze Buch hindurch: Wie verträgt sich etwa das Statement: »Das natürlich Biotische ist durch den Prozess der Menschwerdung immer mehr zu einem Ge-machten geworden und nicht mehr ein Voraus-gegebenes« (25) zu Behauptungen, es gäbe einen »geschlechtlichen Diphormismus« (122), der anatomisch in der erwähnten ›Gebärfähigkeit‹ (112) begründet sei? Daraus werden im Weiteren zudem, so in einigen Textpassagen, recht pathetische und weitreichende Behauptungen wie »Das Verhältnis des Menschen zum Menschen ist tatsächlich das Verhältnis des Mannes zur Frau« (44).

Sigusch geht, zumindest in einem Fragment (#96), davon aus, es gäbe einen »sexogenerischen Kern«, der gleichermaßen die sexuellen wie geschlechtlichen ›Reste‹ umfasst, die sich der Normierungen und Formierung verweigern. Und zwar deshalb verweigern können oder gar müssen, weil sie physiologisch nicht vollends gestaltbar oder beliebig deutbar seien. Kapitalismus, Sexualität und eben auch Geschlechtlichkeit sind nicht »wächsern« (542), so Sigusch. Als Beispiele für seine These führt er wiederum biotische Differenzen der »Exzitation« (543) an: Kein »Bio-Mann« könne die leiblichen Erfahrungen der Menstruation oder des Stillens machen. So weit, so eigentlich unproblematisch. Recht hat er ja, einige Menschen können die mit einer spezifischen Physiologie einhergehenden leiblichen oder auch körperlichen Erfahrungen nicht machen. Wer wollte das bestreiten? Allerdings: Weshalb muss hierbei stillschweigend die Verallgemeinerung des Gattungsgeschlechts vollzogen werden? Wieso muss das Sexuelle mit dem Kinderkriegen und dies wiederum mit der Zweigeschlechtlichkeit verklumpt werden (so z.B. auf 580), wo Sigusch doch vielfach die Entkopplungen dieser Dimensionen historisch wie empirisch auslotet, gar der Sexualität zugesteht oder unterstellt, den Geschlechterdualismus zu subvertieren (212)? Fällt Sigusch selbst bisweilen auf die lebensweltliche ›Metaphysik des natürlichen Geschlechts‹ herein, wie mir scheint, und wenn ja: weshalb sollte er? Dass manche Menschen manchmal menstruieren und andere manchmal einen Samenerguss erfahren, das ist trivial – wenn auch höchst relevant für viele Aspekte gesellschaftlicher Praxis. Doch wieso müssen auf dieser Grundlage zwei distinkte Geschlechter extrapoliert werden? Die dann zudem zum vergleichsweise stabilen, also ahistorischen Kern des Sexuellen und des Menschlichen schlechthin stilisiert werden? Und warum wird die Infragestellung dieser Naturalisierung, wie ich sie hier auch andeute, von Sigusch mehrfach despektierlich als unangemessen und unterkomplex zurückgewiesen (z.B. 116)? Meint Sigusch ernsthaft, dass die entnaturalisierende Infragestellung des Geschlechterdimorphismus eine (pseudo-)»Harmonie des Allesgleichen« (116) generieren würde? An anderen Stellen argumentiert er geradezu gegenteilig: Da wird die zukünftige Polyge-

schlechtlichkeit als emanzipatorische Zukunftsvision beschworen (571). Mir scheint das Problem eher darin zu liegen, dass Sigusch allzu eklektisch und theoretisch letztlich nicht hinreichend stringent argumentiert. Er kann sich nicht gänzlich auf eine konsequent konstruktivistische Haltung einlassen, auf die er aber im Buch immer wieder zurückgreift. Die Gründe für sein Unbehagen an *gender* sind unklar – oder nicht überzeugend (etwa seine Lesart von Judith Butler).

Ähnlich, wenn mir auch verständlicher, sind die Volten, die Sigusch schlägt, um seinen Gegenstand dann doch *als solchen* zu retten: Das Sexuelle (katechonen, müsste ich mit Sigusch sagen). Das Sexuelle bleibt – noch! So Sigusch mal besorgt, mal resigniert – ein »epistemologisch irreduzibler Sexual-Rest« (581), ein Rätsel, ein unerklärlicher und nicht rationalisierbarer Impuls, eine radikal subjektive und individuelle Erfahrung des Eigensinns (211). Um diesen Kern geht es Sigusch ganz entschieden emphatisch; er will ihn bewahren vor dem bösen Kapitalismus, der aus allem eine produzierbare und verkäufliche Ware macht, deren Eigensinn ausschließlich darin pervertiert aufgehoben ist, als »Versexung« (183) Mehrwert zu generieren. Ich habe den Verdacht, dass Sigusch mit dem Sexuellen auf das abzielt, was Elisabeth List (2009) das ›Lebendige‹ nennt. Sigusch weist eine solche Lesart zwar ab: »Dieses Lebendige katechonen, gewissermaßen in Reinkultur gibt es nicht« (185). Aber er hat dabei ausschließlich »vitalistische« (185) Positionen vor Auge, nicht jedoch z.B. ethische Theorien der Leiblichkeit und der damit einhergehenden Verletzbarkeit/Angewiesenheit. Bei Elisabeth List ist z.B. mit Lebendigkeit eine eigensinnige, leiblich begründete Unverfügbarkeit gemeint. Und so scheint es sich mit dem rätselhaften, sich der Begrifflichkeit, der Beobachtung und der systematischen Theoretisierung entziehenden Sexuellen für Sigusch zu verhalten. Denn das subjektive Erleben ist gänzlich und unhintergebar individuell, total eigenleiblich. Das heißt für Sigusch auch: Es gibt ›das‹ Sexuelle nicht und auch nicht ›die‹ Sexualität, sondern nur Sexualitäten im Plural und zwar so viele, wie es Menschen gibt. Was aber ist am Sexuellen anders bzw. spezifisch, etwa im Verhältnis zu den sozialtheoretischen Begriffen des Leiblichen oder zentrischen Erlebens (wie z.B. bei Lindemann, Plessner, Schmitz)? Es wäre interessant zu erfahren, was das Spezifische der sexuellen Leiblichkeit sein soll. Etwa die ›Ganzkörpererregung‹ (211), bei der fünf gesellschaftliche Basiskonventionen gedämpft oder ausgeschaltet werden, nämlich »Harmlosigkeit, Gemütlichkeit, Gewissen, Sicherheit und Scham« (211) zugunsten von »Begierde, Exzitation, Lustempfinden und Befriedigung« (183)? Dies sind allesamt Begriffe, die nicht weiter theoretisiert werden, was wiederum das Ontologie-Problem, das sich Sigusch m.E. selber einhandelt, noch verschärft. Vielleicht liegt das Rätsel des Sexuellen aber auch in der menschlichen Berührbarkeit und Erregbarkeit (184), die in der »scheinbaren Unmittelbarkeit« (184) der symbiotischen körperleiblichen und biotisch begründeten Erfahrung des Neugeborenen bzw. Babys liegt. Das existenzielle berührt-, gefüttert-, das buchstäblich am Leben gehalten-werden-müssen bildet, so ließe sich Sigusch an wenigen Stellen des Buches verstehen, den Nährboden des Sexuellen (des Triebes), das aber, darauf wachsend (oder auch nicht), ein Leben lang individuell geformt wird. Ist das die post-essentialistische Essenz des Sexuellen? Das bleibt, wie so vieles im Buch, unklar. Und das ist auch an dieser Stelle nicht wirklich gut so, sondern wirkt allenfalls sehnsuchtsvoll vehement angedeutet.

Insgesamt lässt mich das Buch erkenntnisreicher, in sozialtheoretischer Hinsicht anregt, diskussionsfreudig und nachdenklich – und zugleich vielfach ratlos, verärgert, oder geradezu entnervt zurück. Ich habe den Verdacht, dass diese ambivalente, womöglich widersprüchliche Reaktion dem Autor nicht die unliebste ist. Schließlich betont Sigusch auf gut 580 Buchseiten die Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten des Zusammenhangs zwischen Körper, Gesellschaft, Kultur und Subjekt. Um nichts Geringeres geht es. Wem großspurige Ankündigungen wie »Wer über Sexualität ernsthaft nachdenkt, hat die ganze Gattungsgeschichte der Menschen und mehr am Hals« (25) – zu Recht – suspekt sind, sollte dennoch weiter lesen. Und dabei das Risiko eingehen, erschlagen und ermüdet zu werden von vielfachen Redundanzen und vom Großvokabular des Immer-Richtigen, weil unmöglich Falschem: Ausbeutung ist schlimm, Verdinglichung ist unmenschlich, die Not ist groß, der Kapitalismus will alles zur Ware machen. Abgesehen von der inhaltlichen Wuchtigkeit entsprechender Formulierungen ist insgesamt der Duktus des Buches vielfach – aber nicht durchgängig – apodiktisch. Zu viel Adorno-Sound für meinen Theorie-Geschmack. Ein Duktus, der autoritativ verkündet und immer schon recht hat. Meine Abneigung mag geschmäckerlich anmuten. Aber für Sigusch als einen Autor, der inhaltlich (theoretisch wie empirisch) auf die Hinterfragung und Fragilität z.B. maskuliner Unverwundbarkeitsideologien besteht und sich akademisch wie politisch darum bemüht, alle jene ernst zu nehmen, die von den »Normopathen« (374) missachtet und verworfen werden, für einen derart sensiblen und reflexiven Autor ist der permanente Imperativ (vom bisweilen selbstgerechte Ton, etwa 578, abgesehen) unpassend. Alle müssen, sollen, alles ist. »So bleibt nur, beim Studieren unserer (Sexualwissenschaftler) auf der Hut zu sein« (42) und, frei nach Sigusch zu bedenken: Wer subjektlos im Imperativ formuliert, hält am Fetisch ›Begriff-als-Essenz-und-Wahrheit‹ stärker fest, als ihm theoretisch lieb sein kann.

Literatur

List, Elisabeth (2009): *Ethik des Lebendigen*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaften.

Anschrift:

Paula-Irene Villa
LMU München – Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München
paula.villa@lmu.de